

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1903 Nr. 4684) viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Kapital und Arbeit in Südafrika.

* Leipzig, 27. November.

Aus London schreibt man uns: In den letzten Tagen wurden in London und Johannesburg zwei amtliche Berichte veröffentlicht, die sich in eingehender Weise mit der wirtschaftlichen Lage Südafrikas beschäftigen. Ein Bericht stammt von Mr. Birchough, der von der britischen Regierung nach Südafrika geschickt wurde, um Handel und Gewerbe zu untersuchen. Der andere Bericht ist das Ergebnis der Untersuchungen über die Arbeiterfrage in Transvaal, von der wir neulich an dieser Stelle sprachen.

Mr. Birchough, der Berichterstatter der Regierung, ist ein bekannter Großkaufmann und wurde wegen seiner kommerziellen Fähigkeiten mit der Mission nach Südafrika betraut. Sein Bericht über die wirtschaftliche Zukunft Südafrikas ist recht optimistisch. Die britische Industrie wird dort einen kaufkräftigen und in jeder Beziehung günstigen Markt finden. In allen Schichten der südafrikanischen Bevölkerung fand er große Bereitwilligkeit, britische Waren allen andern vorzuziehen. Die großen Opfer, die England für Südafrika gebracht hat, werden anerkannt; es wird überall zugegeben, daß England kommerzielles Entgegenkommen verdient. Wie rasch sich der innere Markt entfaltet, zeigen folgende Zahlen: Im Jahre 1893 belief sich die Gesamteinfuhr auf rund 14 Mill. Pfund Sterling; im Jahre 1901 auf 31,6 Millionen, und im Jahre 1902 auf 47,2 Mill. ausschließlich Waffen, Proviant usw. für die Armee. Im Jahre 1893 stand Südafrika an sechster Stelle auf der Liste der englischen Warenabnehmer; im letzten Jahre stand es schon an zweiter Stelle und wird nur noch von Indien übertroffen. Birchough ist der Ansicht, daß Südafrika in nicht allzu ferner Zeit der größte Warenabnehmer des Mutterlandes sein werde. An der Gesamteinfuhr Südafrikas ist das britische Reich (England und Kolonien) mit etwa 76 Prozent beteiligt. Dieser Anteil wäre noch bedeutender, wenn nicht britische Dampferlinien den Amerikanern billigere Frachttarife gewährten, als den Engländern. Der Berichterstatter sagt darüber: „Nach sorgfältiger Untersuchung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß der amerikanische Handel in Südafrika durch nichts so gefördert wurde, wie durch die niedrigen Frachttarife zwischen amerikanischen und südafrikanischen Häfen. Es ist nicht angenehm, zu bemerken, daß es britische und nicht ausländische Dampferlinien waren, die zu diesem Resultate beitrugen.“ Der in diesen Berichten angezeigte Aufschwung Südafrikas ist kein Strohhalm. Wohl sind zeitweilige Rückschläge zu erwarten, aber im großen ganzen geht das Land einer ruhmvollen wirtschaftlichen Zukunft entgegen. Der Mineralreichtum ist überraschend groß. Obwohl die bereits entdeckten Goldlager höchst befriedigend sind, so bedeuten sie nur den An-

fang und nicht den Abschluß eines großen Kapitels in der Geschichte der Goldentdeckungen.“ Die weitere Erschließung der Goldminen wird in den nächsten zehn Jahren eine Ausgabe von 50 Mill. Pfund Sterling erfordern, wovon ein Drittel oder die Hälfte auf Betriebsanlagen und Maschinen entfällt. Hinzu kommen noch der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Errichtung öffentlicher und kommunaler Werke, die eine Ausgabe von 10—15 Mill. Pfund Sterling erfordern. Hand in Hand mit der Entfaltung der Goldindustrie geht die Ausdehnung der Städte, die Hebung des Ackerbaues, die der englischen Maschinen- und Stahlindustrie zugute kommen werden. Wie man aus diesen Schilderungen sieht, ist der praktische englische Kaufmann recht hoffnungsvoll. Er empfiehlt deshalb seinen Landsleuten, ihren geschäftlichen Konservatismus abzulegen und tatkräftig an die Ausnützung der südafrikanischen Lage zu gehen.

Fast gleichzeitig mit diesem Bericht erschien das Ergebnis der Untersuchungskommission über die südafrikanische Arbeiterfrage. Diese Arbeiterfrage besteht bekanntlich darin, daß die Goldmagnaten billigere und gesüßigere Arbeitskräfte haben möchten. Es gibt dort weiße, eingewanderte Arbeiter und die eingeborenen Schwarzen, die sogenannten Kaffern. Die weißen Arbeiter sind zum größten Teile gewerkschaftlich und politisch organisiert und wollen sich menschenwürdig einrichten, wozu sie natürlich die wirtschaftlichen und politischen Waffen: Streiks und Stimmzettel gebrauchen müssen. Dieser Möglichkeit wollen die Kapitalisten vorzuziehen. Sie lehnen es ab, die Macht mit den Arbeitern zu teilen. Dann haben sie beschlossen, die Kaffern im großen ganzen auf den Ackerbau zu beschränken, um effizienten den Büren nicht die nötigen Arbeitskräfte zu entziehen. Dann ist zu bedenken, daß es die südafrikanische Politik ist, die Kaffern, die numerisch etwa fünf bis sechsmal stärker sind als die Weißen, unorganisiert zu halten, was aber bei einer eventuellen Konzentration in den industriellen Mittelpunkten nicht möglich wäre. In Südafrika wird nichts so sehr gefördert, als die Organisation der Eingeborenen. In dieser Beziehung sind Engländer, Büren und Deutsche solidarisch. Ein Kaffernaufstand in irgend einem Teile Südafrikas ist eine Mahnung an alle Weiße, ihre Rivalitäten zu vergessen und einheitslich vorzugehen. Wir heben dies besonders hervor, da wir jüngst in der deutschen Presse auf die Vermittlung gestoßen sind, die Engländer hätten den Aufstand in Deutsch-Westafrika geschürt. Wer nur die geringste Ahnung von südafrikanischen Verhältnissen hat, konnte so etwas gar nicht vermuten. Das Resultat aller dieser Erwägungen ist, daß die Goldmagnaten nicht geneigt sind, die europäischen Arbeiter, sowie die Eingeborenen in genügender Weise zu beschäftigen. So entstand die südafrikanische Arbeiterfrage, die seit mindestens einem Jahre diskutiert wird. Ihre Lösung erblicken die Kapitalisten in der Einfuhr chinesischer Kulis. Die

Chinesen bleiben überall ihren Traditionen treu und mischen sich nicht in die Angelegenheit ihrer neuen Heimat. Dazu sind sie gefügige und billige Arbeitskräfte. Da sowohl die englische Presse wie die südafrikanischen Arbeiter dem Plane der Chineseneinfuhr entgegenwirkten, setzte die Regierung eine Kommission ein, um die Frage zu untersuchen. Die Kommission kam zu folgenden Schlüssen:

Es wurde der Beweis geliefert, daß der Ackerbau 77 000 Arbeiter braucht, aber nicht mehr als 27 000 zur Verfügung hat.

Im Bergbau sind 198 000 Arbeiter nötig, aber nur 68 000 konnten beschäftigt werden.

In andern Arbeitszweigen sind 70 000 Arbeiter nötig, die auch vorhanden sind. Dagegen fehlen für den Eisenbahnbetrieb 4000 Arbeiter und für die im Bau begriffenen Eisenbahnlinien fehlen 36 000 Arbeiter.

Im ganzen beläuft sich der Arbeitermangel auf 241 000. Nicht man noch den Umstand in Betracht, daß dem südafrikanischen Wirtschaftsleben ein Aufschwung bevorsteht, so wird der Arbeitermangel eine der wichtigsten Fragen für das Land. Die Kommission ist der Ansicht, daß dieser Mangel nicht beseitigt werden kann durch eine Zufuhr von Arbeitskräften aus Süd- und Mittelafrika.

Zugewandene positive Vorschläge hat die Kommission nicht gemacht, aber ihr Bericht ist so gehalten, daß die Einfuhr chinesischer Kulis sich mit Notwendigkeit als die einzige Lösung ergibt. Die Kommission entschied im Grunde genommen für die Goldmagnaten, was wohl vorauszusetzen war.

Politische Uebersicht.

Körbers Appell an die Obstruktion.

Unser h. sch. Korrespondent schreibt uns aus Wien: Herr v. Körber hat in der Debatte, die sich nach seiner Kundgebung gegenüber den Beleidigungen Tiszas entspann, noch einmal das Wort ergriffen und vor allem den obstruierenden Tischen sein Herz ausgeschüttet. Die Rede war die Antwort auf einen etwas verworrenen Speech des Tischenführers Kramar, der der tschechischen Kriegsfanfane ziemlich hohe Töne entlockt hatte. Körber sagte folgendes:

Der Wortführer der Tischen hielt uns vor, daß von allen den großen Aufgaben, die die Regierung durchzuführen wollte, keine durchgeführt worden ist. Das ist beinahe wahr! Ich sage beinahe, denn dort, wo der Regierung die Hände frei waren, in der Verwaltung, haben wir immerhin etwas geleistet und dürfen uns auf das Zeugnis der Bevölkerung berufen. Auch die Wasserstraßen und Eisenbahninvestitionen sind vielleicht keine ganz geringfügige Sache. Doch zugegeben, daß wir das meiste nicht getan haben, wer trägt daran die Schuld? Unste Lässigkeit? Ihr Eifer, meine Herren, Ihr Eifer in der Hemmung der Arbeit dieses Hauses, der — Sie mögen sich noch so sehr darüber täuschen — Ihrem Volke schwere Wunden schlägt.

Seuilleton.

13) (Nachdruck verboten.)

Pastor Klinghammer.

Roman von Wilhelm Hegeler.

„Gott sei Dank,“ brummte Doktor Niemann, ihm die Hand schüttelnd. „Nun kommen wir bald zu Stuhl.“

„Bürgermeisters fehlen ja noch,“ sagte Kandidat Schräll. „Es ist 'ne Affensache! Wenn's nicht bald was gibt, wird mir andauernd schlecht.“

Marianne hatte Daniel die Hand gegeben.

„Warum lassen Sie sich gar nicht bei uns sehen, Herr Pastor? Ihr Herr Bruder kommt jeden Tag.“

„Ich habe sehr viel zu tun.“

„Sie sind wohl kein Gesellschaftsmensch?“

„Nuch das.“

Es zerriß ihm das Herz, sie so schön zu sehen, die für ihn hoffnungslos verloren war. Die ganze Gesellschaft, die zu Ehren seines Bruders stattfand, war ihm eine Qual. Nur weil er nicht feig sein wollte, hatte er die Einladung angenommen.

„Ich dachte, Sie wären mir noch böse.“

„Warum?“

„Wir sind doch damals etwas heftig aneinander geraten.“

„Damals?“

Er schien nachzudenken.

„Eigentlich haben wir uns doch gezankt.“

„Bei dem Spaziergang? Nein, da war ich nicht böse.“

„Sie waren nicht böse?“

„Wirklich nicht.“

Er lächelte mit einem fast geringschätzigen Ausdruck, als wenn er sagen wollte: was bildest du dir ein?

Ihre grauen Augen bekamen einen stahlblauen Glanz und flimmerten unruhig hin und her. „Bin ich ihm so wenig?“ dachte sie voller Bohn. Sie schien etwas sagen zu wollen; atmete gepreßt, machte dann aber eine heftige Bewegung mit dem Kopf, als wenn sie die Gedanken abschneite.

„Es ist schrecklich schwül hier.“

Sie wollte das Fenster öffnen, Herr Hofmann kam ihr galant zuvor. Während er seine Hände wieder in die Hosentaschen steckte, machte er ihr Komplimente über ihr Kleid. Das konnte doch von keiner Urdenbacher Schneiderin gebaut sein. Aus Wiesbaden stammte es? Aha! Aber das sah man doch gleich. Ja, er brachte sich seine Schlipse auch stets aus Kassel oder Frankfurt mit.

Das junge Mädchen hörte kaum zu. Eine dumpfe Unruhe lastete auf ihr, während sie fühlte, wie Leutnant Klinghammer sie betrachtete.

Derweil unterhielten Doktor Niemann und der Postverwalter sich über sie. Wie sie sich da gegen die rote Blüschgardine lehnte, mit zitternden Nasenflügeln den feischen Luftstrom einatmend, zeichnete sich genau ihr Profil ab. Die milgrüne Bluse machte ihr Gesicht noch blässer, das die locker gebundenen Haare tiefschwarz umrahmten.

„Ich bitte Sie“, sagte der Postverwalter, „diese Schlantheit! Diese Knospenden Formen!“

„Quark! Sehen Sie sich mal die Hüften an. Ist denn das überhaupt ein vernünftiges Becken? Ich werde Ihnen mal ein ordentlich gebautes Becken zeigen.“

Dabei ließ der Doktor seine Blicke über die Hüften der Damen hingleiten. Kandidat Schräll mischte sich jetzt ins Gespräch. Sein Gesicht schillerte gelblich grün, und seine Backen waren zusammengeschrumpft, als wenn er den Mund voll Essig hätte.

„Ich glaube, ich kriege den Hungertyphus“, stöhnte er dumpf.

In diesem Augenblick schellte es, und Eita stürzte herein:

„Mutter, sie sind da!“

Die ganze Gesellschaft atmete erleichtert auf und sog begierig den ledern Bratengeruch ein, der durch die offene Tür strömte. Der Bürgermeister entschuldigte sich wegen des Zuspätkommens. Er hatte noch im letzten Augenblick Geschäftsbesuch erhalten. Seine Frau ging nach den ersten Begrüßungen gleich auf Marianne zu.

Sie betrachtete den Leutnant als ihren Protegé und war deshalb eifrig besorgt, daß die Verlobung zu Stande kam.

„Wie niedlich Sie heute aussehen“, sagte sie zu dem jungen Mädchen. „Wann besuchen Sie mich mal wieder? Ich habe so gern Jugend um mich.“

Dabei betrachtete sie sich selbst im Spiegel und zupfte ihre kindliche Puppenfrisur zurecht, an der sie über eine Stunde gearbeitet und derentwegen die ganze Gesellschaft hier vor Hunger Qualen ausgestanden hatte. Der Apotheker schob derweil hin und her wie ein Schäferhund und raunte jedem noch einmal den Namen seiner Dame zu. Man mußte über die Flur zum Eßzimmer gehen. Vor der Tür staute der ganze Zug, da Christine